

Stille Klänge im Raum

Eine Begegnung mit dem Neuruppiner Künstler Jens Kanitz

von Martina Braun

"Am besten wäre es, gar nichts zu sagen", meint Kanitz, „einfach die Kunst für sich sprechen zu lassen.“ Ich stimme ihm zu. Schauen Sie sich doch bei Gelegenheit die sieben Meter hohe Holzplastik „Axis Mundi“ am Neuruppiner Amtsgericht oder den überlebensgroßen bronzenen „Lauscher“ auf dem Gelände der Neuruppiner Kliniken an und besuchen Sie Kanitz in seinem Atelier in der Heinrich-Rau-Straße neben den Stadtwerken. In seiner Sonntagswerkstatt können Sie in fachkundiger, freundlicher Begleitung – Kanitz ist auch Kunstpädagoge - Ihre eigene Holzarbeit herstellen. Am besten wäre es, gar nichts zu sagen, sagt er also, und ich schweige, stelle mir die leeren Seiten der nebenstrecke und die nachdenklichen Gesichter darüber vor und genieße lächelnd meinen Milchkaffee und die beschwingt entspannte Atmosphäre des ersten warmen Frühlingstages hier am Rand des weiträumigen Neuruppiner Schulplatzes. Die Menschen werden auf ihren alltäglichen Wegen vom lang ersehnten Sonnenschein so reich verwöhnt, dass sie sich - wie wir - in die sanfteren Schatten der Sonnenschirme oder das flirrende Licht unter dem zarten Grün der windumspielten alten Bäume zurückziehen. Für mich ist es kein alltäglicher Weg hierher gewesen; eine unkomplizierte, kurzfristige telefonische Verabredung, und ich kann jetzt - welcher Luxus! - hier im Café sitzen, schweigen und - hören, was der sympathische, hellwache Kanitz nach nur kurzem Schweigen über sich und seine Kunst mitteilt.

Die Wurzeln seines Schaffens sind die Erlebnisse seiner naturbezogenen Kindheit. 1969 wird er in Neuruppin geboren und wächst in Rheinsberg auf. Mit dem Großvater, einem Förster, ist er schon als kleines Kind per pedes und Moped unterwegs in den Wäldern. Kletternd, spielend wächst er hinein in die Welt der vielgestaltigen verwurzelten und sich bewegenden Kreaturen, die er staunend in ihrem Zusammenspiel und in ihren Metamorphosen erlebt, dann bewusster beobachtet, zeichnet, kartografiert. Später teilt er dieses nachhaltige Interesse mit Gleichaltrigen in einer Schülergesellschaft. Dass Kanitz nach der zehnjährigen Rheinsberger Schulzeit in Kunsterspring

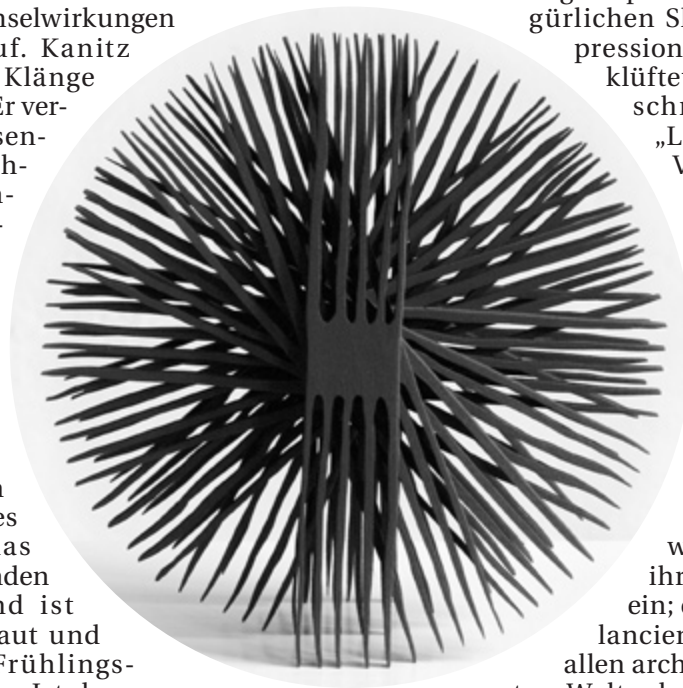
1986-88 in der forstwirtschaftlichen Lehre mit den pragmatischen Aspekten „seines“ Materials konfrontiert wird, entzaubert es ihm nicht. Auch die durch die Wende bereits nach zwei Jahren endende Armeezeit übersteht er einigermaßen unbeschadet. 1991 richtet er in einer alten Neuruppiner Likörfabrik sein erstes Atelier ein. Er baut eine Umweltbegegnungsstätte mit auf und legt 1992 die Abiturprüfungen ab. 1993 führt ihn eine Studienreise nach Guinea/Westafrika, in die Brandrodungsgebiete. Die bizarren, dunklen Baumreste in der intensiven Farbigkeit der Landschaft – rote Erde, junges Grün der wieder austreibenden Stümpfe, schneebedeckte Hochgebirgsgipfel - beeindrucken ihn, und er verbringt die Zeit dort vor allem zeichnend und fotografierend. Von einem einheimischen Holzschmied lässt er sich ein dort übliches Werkzeug, eine Art Machete, anfertigen. Damit bearbeitet er einen Reststamm aus der Brandrodung und arbeitet eine kleine Skulptur heraus, die in der Hütte seines Freundes bleibt. 1994 bis 98 studiert er im niedersächsischen Ottersberg Kunsttherapie und Kunst und kehrt mit der Idee eines Langzeit-Performance-Projekts in die Prignitz zurück.

Der Gutspark Netzeband wird der Platz für den zwei Jahre währenden Prozess der „Transfloration“. „Der Ansatz war, mich da so weit wie möglich herauszunehmen, damit diese Form sich bilden kann, die Urform des Baumes, das Elementare.“ meint Kanitz. Er sägt von den Stämmen, die ihm zur Verfügung stehen, einen kleinen Teil ab, den er zu Feuerholz zerteilt. Diese Energie, die dort über 120, 160 Jahre gespeichert ist, speist den Brennprozess. Der Stamm wird über das Feuer gehängt und bewegt, vom eigenen Feuer ausgehöhlt und geschwärzt. Ich vermute, dass seine Entscheidung, Feuer einzusetzen, aus den westafrikanischen Brandrodungsgebieten stammt. Aber ich irre mich. „Wenn du eine Skulptur haben willst, geht es ja um die Reduktion der Form, das ist das Wesentliche. Du kannst mit einem Werkzeug was wegnehmen oder eben das Feuer dies machen lassen. Ich habe damals auch überlegt, Wasser mit starkem Druck für lange Zeit zur Reduktion einzusetzen. Dann wären Stücke entstanden, die wie Schwemmhölzer aussehen. Aber das wäre ein noch größerer technischer Aufwand gewesen, eine ganz andere Oberfläche und ein ungeheurer Wasserverbrauch. Beim Brennen kann ich mich zurückziehen, das arbeitet in sich selbst, das funktioniert. Ich muss allerdings den Prozess irgendwann beenden und sagen: bis hier!“



Jens Kanitz, *Transflorationsplatz Netzeband, Elementare, Bündelformationen, Kugelstab* • Mitte: *Bündelrad* • Fotos: J. Kanitz, H. Mundt

Und das tut er nach zwei Jahren, entlockt dem Holz nun mit der strengen Formgebung der gesägten Bündel andere Antworten, die beim Bebbrennen als subtile Bewegungen der Bündelsegmente sichtbar werden. „Die Bündel, Bündelsegmente, Bündelräder und -Formationen sind Kompositionen. Eine bestimmte Höhe des Stammes verlangt eine bestimmte Breite und Anzahl sowie Tiefe der Einschnitte. Das ist wie bei einem Musikstück.“ Im Vergleich zu den im Feuer transflorierten Stämmen mit ihren organischen, gewachsenen Formen bauen die Bündel ganz andere Wechselwirkungen in ihrer Umgebung auf. Kanitz nennt sie visualisierte Klänge im Raum, stille Klänge. Er verzichtet darauf, diesen sensiblen Gebilden einen ihnen nicht innewohnenden Zeitbezug aufzubürden. Sie wirken durch ihre stille Anwesenheit und differenzierte Struktur. Ich erinnere mich an eine Ausstellung von Kanitz-Skulpturen in der Wusterhausener Kirche 2003. Dieser wunderschön berührende Eindruck des dunklen, zerteilten, das wenige Licht reflektierenden Holzes taucht auf und ist plötzlich so klar, vertraut und gegenwärtig wie der Frühlingshimmel über Neuruppin. Ist das, was ich gerade fühle, die zeitlose Dimension, in die uns Kunst führen kann; die Stille, die uns nur selten völlig mit uns selbst erfüllt? Vielleicht ertragen wir sie einfach nicht andauernd? Vielleicht geht es uns darum, sie neu finden und ertragen zu können? - Ist nicht der „Lauscher“, die Kanitzsche Bronzefigur auf dem Klinikgelände, von dieser Stille angefüllt und erträgt sie nur, weil sie von den Passanten immer wieder gestört wird? Was geschieht, wenn ich dem Lauscher gegenüberstehend in dieser Stille verweile? - Ich werde es ausprobieren. Kanitz gestaltet nach

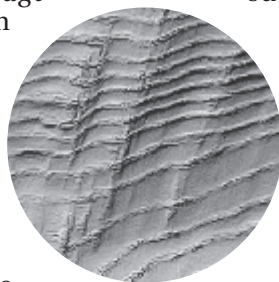


den Bündeln die Stäbe, die auf Sockeln oder angelehnt, mit kugeligen Ausbeulungen oder aufgefasernden, besenähnlichen Enden, ihre zarte, bewegliche Festigkeit zwischen Himmel und Erde ausstrecken. Mit der Kugel entsteht ein ganz anderer komplexer, bestimmender Raumbezug, der durch die Farbe, die er nun öfter nach dem Bebbrennen einsetzt, unterstützt wird. - Kanitz hält im Atelier den dunklen gebrannten Stab mit der Kugel wie einen Speer, das sieht gekonnt aus. Die Feinheiten der Balance sind ihm, dem ehemaligen Speerwerfer, vertraut. Seine figürlichen Skulpturen, etwa der expressionistisch anmutende, zerklüftete Torso „Tanz“ oder die schmale, zwei Meter hohe „Libelle“, eine in schrägem Violett bemalte und gelb-schwarzweiß gepunktete strenge Frauengestalt mit ausgeprägtem, ägyptisch anmutenden Hinterkopf, meistern in sich und im Dialog mit der betrachtenden Person das Thema Balance ganz unterschiedlich. Diese Erfahrungen fließen in die Gestaltung der gewaltigen Axis Mundi und ihrer kleineren Variationen ein; die übereinander sich balancierenden Chakren des von allen archaischen Kulturen verehrten Weltenbaums, der Himmel und Erde verbindet. Die Axis mundi (d.h. Welten-Achse) entsteht als Auftragswerk für den vorgegebenen Standort innerhalb von nur drei Wochen während des 10. Lentzker Bildhauer-Symposiums 2005. „An so einem Platz, wo schon so viel ist – die Bewegungen der Autos, Radfahrer, Fußgänger – kannst du nicht mehr viele Akzente setzen“, erläutert Kanitz seine Gestaltungsidee. „Da gibt es so viel horizontal gerichtete Bewegung, dass es nahe lag, in die Vertikale zu gehen.“ Um die angemessene Höhe zwischen den benachbarten Gebäuden und den Bäumen herauszufinden, ex-

Temporäre Schüttung, *Gutspark Netzeband*



perimentiert Kanitz vor Ort mit Teleskopstangen. Dann probiert er zeichnerisch Varianten für die Reduktion des bereitgestellten Baumstamm aus. „Mit Holz kommst du ohne eine klare Vorstellung von dem, was daraus werden soll, nicht weit. Du solltest aber gleichzeitig immer auf Überraschungen wie Äste und Verwachsungen gefasst und variabel sein. Und du solltest bedenken, dass dein Werk nicht nur in sich stabil und tragfähig sein, sondern auch der Witterung standhalten muss.“ ...und den Kommentaren der Neuruppiner, die das Werk liebevoll als „Kürbisbaum“ eingedeutscht haben. Darüber lächelt Kanitz verschmitzt: „Da gibt’s ein Sprichwort, das ist nicht von mir: Wir sehen die Dinge nicht, wie sie sind, sondern wie wir sind. Außerdem ist ja alles wichtig, was gesagt wird. Für mich ist aber wichtiger, was ich an einem Ort erlebe als das, was die Leute sagen.“ Die Metamorphose eines Baumes vielleicht könnte man seinen künstlerischen Weg nennen, meint Kanitz. Und damit sind wir nicht nur beim Material, das er bei seinen bildhauerischen Arbeiten bisher fast ausschließlich gestaltet, sondern werden auf das Verborgene, das eigene, innere Gesetz hingewiesen, dem der Künstler folgt, dem er auf der Spur ist und das – (wie) er selbst – in Wandlung, in Reaktion auf Jahreszeiten, Wetter, Raum und Nachbarschaft selbstbestimmt



lebt und sich in seinen Werken strukturiert. Kanitz stellt nüchtern fest, dass er mit diesem ästhetischen Ansatz, mit seinen Werken keineswegs die politische oder geschichtliche Ebene oder den heutigen Zeitgeist berührt, den er bestimmt sieht vom Streben nach materiellem Reichtum, schnellen Autos, Ansehen und Erfolg. Die Kunstszene, deren Entwicklung er aufmerksam verfolgt, sei auch davon erfasst und tendiere gelegentlich zum reizübertönenden Einsatz des Spektakulären. Ein in Formalin eingelegter Haifisch etwa in einer Kunst-Ausstellung mit dem bezeichnenden Titel „Sensations“. „Woran liegt das, diese Vorliebe fürs Laute, Hektische, das Gegenständliche, das Sensationelle?“ Er stellt diese Frage nachdenklich in den Raum und erzählt erstaunt und sachlich von atemberaubenden kommerziellen Erfolgen der jungen Leipziger Schule, deren gegenständliche Malerei in den USA zu horrenden

Summen verkauft wird. Ich spüre weder Neid noch Ablehnung in seinen Worten, eher einen ganz leisen Anflug von melancholisch distanzierter Begeisterung. „Das kann ja alles noch kommen, aber es muss aus mir kommen,“ resümiert Kanitz gelassen nach einer nachdenklichen Pause. Ich frage ihn nach seiner Affinität zum Material Holz. „Das lässt sich nicht erklären,“ sagt Kanitz; „es berührt mich einfach am intensivsten.“ Die Art, wie er das Holz berührt, gestaltet, hat sich mit ihm über die Jahre geändert. Die Rindenboote des Dreijährigen fahren auf dem Strom der Zeit dahin, heitere Erstlinge eines ele-

mentaren, kreativen Dialogs zwischen Kanitz und dem Wesen Baum, das ihn aus seiner rätselhaften Verborgenheit heraus permanent zu ermutigen scheint, sensibler und zugleich offensiver im Einsatz strukturierender Werkzeuge, Formen und Farben zu werden. Was dabei entsteht, entsteht immer und vor allem als Konsequenz bisheriger Erfahrung im wahrnehmenden und formgebenden Bezug zwischen dem äußeren und dem inneren Raum. „Ich möchte die Sensibilität für die Dinge wecken. Das ist wie das Bedürfnis eines Musikers, Klänge zu erzeugen, die nie ohne Bezug sind zu dem Ort, in dem ich meine Stücke installiere. Ein Ton kann dich mit Dingen in Berührung bringen, die du in dir trägst, von denen ich gar nichts weiß.“ Kanitz

sucht solche stillen Klänge immer wieder herzustellen in neuen thematischen Auseinandersetzungen, in denen er sich durchaus anderer Materialien – Beton oder Papier – bedient, aber immer wieder auf das schier unerschöpfliche Gestaltungspotential von Holz, Feuer und Farben zurückgreift. Jetzt aber greift er erst einmal in seine Tasche und holt einen kleinen, grauen Teddybären auf den Tisch. „Es ist das Prinzip Teddy, das mich beschäftigt, das, was jeden sofort berührt, ob Oma oder Kleinkind. Jeder hat sofort einen Bezug zu diesem Teddy. Was mich interessiert ist nicht die Metapher Teddy, sondern das, was er möglich macht, die Berührung, die Nähe.“ Ich frage ein wenig zu frech grinsend, ob er den Teddy auch auf seine Urform reduzieren wird, und wir einigen uns darauf, dass etwas Ironie dazugehört und der Teddy sich nicht wirklich weiter reduzieren lässt. Stell dir vor, die Fee käme vorbei, was würdest du dir wünschen, frage ich ihn zum Schluss. „Wie jetzt, persönlich oder beruflich?“ Beides, wünsche ich mir. Kanitz überlegt länger als bei den anderen Fragen „Ich möchte meine Kinder weiter beim Heranwachsen in dieser meiner Welt begleiten, ihnen Einblicke geben in diesen Prozess und sie in diese Welt, diese Spielwiese hineinlocken, die voller Faszination ist, die man entdecken kann und sollte. Ich möchte ihnen zeigen, dass man nicht nur Reisen in die große weite Welt unternehmen, sondern auch wundervolle mikroskopisch kleine Welten entdecken kann. Beruflich wünsche ich mir, weiter spielerisch mit den Dingen umzugehen, dabei aber auch konsequent vorzugehen, bei den Dingen zu bleiben, die mich innerlich bewegen und sie umsetzen und darstellen zu können. Ich möchte einfach weiterhin Bemerkungen im Raum erzeugen.“ Ich wünsche Jens Kanitz im Namen der nebenstrecke, dass die Fee vorbeikommt und falls nicht, vielleicht einige LeserInnen.

mehr Informationen: www.atelier-kanitz.de

